

Leben in der Krise – Leben mit der Krise: Warum es dazu einen philosophischen Zugang braucht

Vortrag am 20. 04. 2022 von **Mag. Dr. phil. Lisz Hirn**: studierte Geisteswissenschaften und Gesang in Graz, Paris, Wien und Kathmandu, tätig als Philosophin, Publizistin, Dozentin und als freiberufliche Künstlerin. Die Schwerpunkte ihrer Arbeit liegen in der philosophischen Anthropologie, politischen Philosophie, interkulturellen Ethik und der philosophischen Praxis. Derzeit lehrt sie am ULG Philosophische Praxis der Uni Wien und am Institut für Architektur und Entwerfen der TU Wien.

Zusammenfassung:

Krisen sind im ursprünglichen Sinn nicht zwingend negativ, sondern ungewissen Ausgangs, sie fordern von uns Entscheidungen und Veränderungen. Krisen verlocken dazu, uns die Vergangenheit zurückzuwünschen und diese zu idealisieren, dabei sollten wir uns vielmehr fragen: Wie wollen wir diese Krise bewältigen? Welche Ziele haben wir als Einzelne und als Gesellschaft? Wie könnte ein gutes Leben für alle möglich werden?

Mehr zum Thema:

Die Auseinandersetzung mit dem Thema Krise kann überfordern, bei der aktuellen Covid19-Krise kommt dazu, dass alle Menschen davon betroffen sind, niemand – keine Therapeutin, kein Coach – kann ‚von außen‘ unterstützen. Zudem belasten uns zeitgleich mehrere Probleme: der Angriffskrieg auf die Ukraine, die drohende Klimakatastrophe, die grassierende Inflation.

Der Begriff Krise stammt (wie ‚Kritik‘) vom altgriechischen κρίσις (krísis) und bedeutet ursprünglich Meinung, Beurteilung und Entscheidung. Demnach **ist eine Krise nicht zwingend negativ**, im Gegensatz zur Katastrophe, sondern bezeichnet eine kritische Phase der Entscheidung mit ungewissem Ausgang.

Ein philosophischer Zugang **stellt Fragen in den Mittelpunkt** und nicht Antworten:

Stehen wir aktuell besser oder schlechter da als vor der Krise? Im Vergleich zu welchem vorherigen Zustand, was ist unser Bezugspunkt? Diese Fragen orientieren sich an der Vergangenheit, sie können uns zu **Retropien** führen: die Zeit vor der Krise wird idealisiert, es herrscht Sehnsucht nach dem Zustand vor der Krise.

Oder wir zielen mit unseren Fragen auf etwas Zukünftiges, etwas Neues: Wie wollen wir die Krise bewältigen? Welche Entscheidungen müssen wir heute treffen, damit aus der Krise keine Katastrophe wird? Wie könnte es besser gehen? Und im Idealfall: wie können wir aus der Krise Nutzen ziehen?

Ein positives Bild für die Zeit nach der Krise kann eine **Utopie** sein. Generell kritisieren Utopien die Gegenwart, indem sie etwas Neues, Besseres entwerfen. Die ersten Utopien (16.–17. Jhdt, beginnend mit Thomas Morus, Utopia, 1516) kritisierten die herrschende Gesellschaftsordnung und entwarfen eine bessere Gesellschaft. Im 18. Jhdt. entstanden aufklärerische Utopien, im 19. Jhdt. von Wissenschaft- und Technologie getriebene Utopien, ab dem 20. Jhdt. futuristische und eskapistische Utopien.

Der Kern aller Utopien ist der Traum vom guten Leben. Positive Zukunftsbilder vertrauen darauf, dass wir unsere Welt gestalten und verbessern können, dem entgegen stehen Unsicherheit und Zukunftsangst.

Eine gewisse Tradition haben Retrotopien in Bezug auf Natur und Ökologie. Hinter dem Ruf ‚Zurück zur Natur‘ stehen oft romantisch verklärte, unrealistische Naturbilder und sehr konservative gesellschaftspolitische Vorstellungen.

Interessante neue Ansätze liefern zu diesem Thema beispielsweise Bruno Latour und Donna Haraway. Latour fordert **Rücksichtnahme auf die Erde als Lebensraum** und Lebensgrundlage, Haraway kritisiert die Idee einer ‚natürlichen‘ Gesellschaftsordnung.

Die Hoffnung auf ein gutes Leben, eine bessere Welt haben Retrotopien und Utopien gemeinsam, es unterscheidet sie lediglich die Vorstellung davon, wie sich dieses gute Leben gestaltet und wie es erreicht werden könnte.

Philosophisch steht dem ‚gute Leben‘ das ‚Laster‘ entgegen, das **Handeln wider besseres Wissen** (altgriechisch ἀκρασία, akrasia): wir unterlassen sinnvolle Veränderungen, trotzdem wir wissen, was zu tun wäre. Dazu zählen auf individueller Ebene ‚kleinen Sünden‘ beim Konsumverhalten, aber auch zögerliche oder fehlende Maßnahmen auf politischer Ebene (z.B. zur Verbesserung des Bildungssystems, zur Abwendung der drohenden Klimakatastrophe). Wie kommen wir zum guten Leben, wenn die Bereitschaft zum richtigen Handeln fehlt?

Epikur sprach in diesem Zusammenhang von unvernünftigen und vernünftigen Begierden und empfahl, ‚die Eingeweide zu schulen‘. Damit ist gemeint, Geschmack an dem zu finden, was dem guten Leben dient, sich vernünftiges, nachhaltiges Verhalten quasi anzutrainieren. Die **Verantwortung** dafür, ein gutes Leben für alle möglich zu machen, liegt aber nicht beim Individuum, sondern bei Gesellschaft und Politik. Die Macht der Einzelnen ist begrenzt.

Welche gesellschaftlichen **Entscheidungsprozesse** sind geeignet, Krisen (besser) zu bewältigen? Radikale Veränderungen lassen sich in autoritären Systemen schneller umsetzen. Demokratische Mitsprache ist großartig, erfordert aber ihre Zeit. Die Demokratie hat ihre besondere Stärke in der Prävention, sie ist fehlerfreundlich und ermöglicht (langsame) Veränderung durch Lernen.

Krisen legen Schwächen offen, sowohl auf sachlicher Ebene (Covid19: Gesundheitssystem, Wissenschaftsskepsis), als auch in Bezug auf Entscheidungsprozesse. Auch die Dauer einer Krise hat Konsequenzen, der Fortbestand einer Krise kann eine Kettenreaktion an (unerwünschten) Veränderungen auslösen.

Aktuell kämpfen wir damit, dass eine breite Mehrheit zu akzeptieren scheint, dass es kein gutes Leben für alle gibt (Einkommensunterschiede, vererbtes Vermögen), dass Ungleichheit gerechtfertigt ist (‚selber schuld‘). Wie kommen wir zu einem Mindestanstand?

Viele junge Menschen beklagen, dass **positive Zukunftsbilder** fehlen. Der früher weit verbreitete Wunsch, der nächsten Generation möge es materiell besser gehen, hat ausgedient: Welche Ziele haben wir als Einzelne und als Gesellschaft für die Zukunft?

Aus der Diskussion:

Die vergangenen zwei Jahre der Covid19-Pandemie haben viele Menschen erschöpft, Angst und Unsicherheit haben ihre Spuren hinterlassen. Positiv ist, dass manche Berufsgruppen (Gesundheitssystem, Care-Arbeit) mehr Selbstbewusstsein entwickelt haben und Forderungen stellen (z.B. Streik der ElementarpädagogInnen). Es bleibt der (utopische) Wunsch, die Politik möge diese Forderungen unterstützen, für finanzielle Anerkennung und bessere Arbeitsbedingungen sorgen.

Leider hat die Politik beim Pandemie-Management auf Angstmache, statt auf positive Bewältigungsstrategien gesetzt, ein solidarischer Ansatz hätte lauten können: Gemeinsam bewältigen wir diese Krise. Durch das Schüren von Angst wurden viele vorbelastete Menschen

retraumatisiert, außerdem motiviert Angst nur kurzfristig, mit zunehmender Dauer hat sich diese Strategie immer schlechter bewährt.

Die Covid19-Krise hat vielen Menschen bewusst gemacht, welche Bedeutung persönliche Begegnung und Kommunikation haben, z.B. nehmen viele SchülerInnen motivierter am Präsenzunterricht teil als vor dem ersten Lock-Down.

Die Pandemie hat auch die Einstellung zur Arbeitswelt verändert: Immer weniger junge Menschen sind bereit, das Erwerbsleben als Mittelpunkt ihres Daseins zu betrachten, der Wunsch nach Teilzeitarbeit ist weiter verbreitet als vor Pandemiebeginn.

Eine Utopie muss krisenfest sein, denn Krisen gehören zum Leben, wir sollten auf Krisen vorbereitet sein und Instrumente parat haben, damit umzugehen. Die Ungewissheit der Zukunft fordert unsere Resilienz, auf persönlicher wie gesellschaftlicher Ebene. Covid19 hat uns gezeigt, dass in dieser Hinsicht noch einiges zu tun ist.

Offene Fragen: Ist eine ‚gleichere Gesellschaft‘ automatisch krisenfester? Warum ist Ungleichheit scheinbar tolerabel, wenn sie ‚weit genug weg‘ ist? Wie gehen wir mit Krieg und Gewalt um, jenseits von martialischen Idealen und Geschlechterrollen? Ist das ‚Rote Wien‘ eine positive Retrotopie?

Zum Schluss drei (utopische) Wünsche: Daseinsvorsorge verstaatlichen, Krisengewinne umverteilen, Wirtschaft radikal anders denken (Heterodoxie in der Wirtschaftslehre).

Buchtipps:

Bruno Latour: Das terrestrische Manifest. edition suhrkamp, 2018

Protokoll: Barbara Smrzka